

Das Magazin

für

• • Litteratur • •

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

• • • • • Herausgeber: Franz Philips • • • • •

No. 40. 71. Jahrgang.

• 1902. 4. Oktober. •

Das Magazin für Litteratur veröffentlicht nur
Originalarbeiten oder Originalüberetzungen.

~~~~~ Inhalt: ~~~~~

Stefan Zweig	Paul Verlaine
Franz Philips	Aphorismen
Irma von Troll-Borosyáni	Der Pechvogel
Camill Hoffmann	Gedichte
Maria Louise von Bançels	Der Blumenfreund
G. S. Priem	Die Tote

Aus dem Holländischen von Rhea Sternberg.



Das Magazin für Litteratur erscheint jeden Sonnabend und kostet vierteljährlich 4,— Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste) —
sowie direkt von der Expedition des Magazin, Zimmerstr. 29.

Nachdruck nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Redaktion gestattet.

Abonnementsbedingungen: im Buchhandel und bei der Post pro Quartal 4,— Mark,
bei direkter Zuendung unter Kreuzband für Deutschland
und Oesterreich-Ungarn 4,40 Mark, für das Ausland 4,65 Mark.

Paul Verlaine.

Von Stefan Zweig.^{*)}

J'étais né pour plaire à toute âme un peu fière,
Sorte d'homme en rêve et capable du mieux.
Parfois tout sourire, parfois toute prière
Et toujours des yeux attendris dans les yeux

P. V.

Alle große Kunst bedeutet nicht Abzielen und Entfernern vom Leben, sondern ein Weiterstreben von eigener Wirklichkeit zu neuen, fremden und höheren Wirklichkeiten. Fast alle großen Dichter geben uns in der farbigen, verschleierte und für viele auch verbergenden Hülle ihrer Schöpfungen auch die Machtformel, durch die sie das Schicksal beherrschen, die Weltanschauung, die aus Wirrnis Einheit, aus Feindseligkeit und Sonderbarkeit sich Gesetze und Notwendigkeiten prägt. So verändern sie uns leise und unmerklich jenes scharfgezeichnete Bild vom Leben, das unsere eigenen Erlebnisse uns gefertigt haben, durch die zwingende Kraft ihrer Individualität; und je härter, kraftvoller, eigenartiger und gewaltsamer ein Dichter das Schicksal sich unterworfen hat, desto höher und verklärter hebt sich seine Persönlichkeit aus der gleichgültigen und minderwertigen Erscheinungswelt des Vergänglichen und Unwichtigen. Manchmal aber ersteht ein Dichter der Schwäche und Kraftlosigkeit, der uns wertvoll wird, weil bei ihm sich alles individuelle Betrachteten und Erfassen im Typischen verliert und uns seine Dichtung so die reinste und klarste Form des realen Lebens wird, wie es zu allen herantritt, bevor wir es formen. Der größte von diesen ist wol Paul Verlaine gewesen, ein Unbeständiger und Schwacher, der wie ein Kind durch die Welt gegangen ist, mit jener wahrhaften, großen und echt kindlichen Naivität, welche Schopenhauer als einen der wichtigsten Charakterzüge des Genies anführt. Darum ist er auch einer von jenen gewesen, die viel gelitten haben und von Enttäuschung zu Enttäuschung gewandert sind. Wie eine Egge, die ihr hartes, blinkendes Eisen in den aufquellenden, zermartert emporstöhnenden Schollengrund eingräbt, so ist das Leben trostig und rücksichtslos durch seine Seele dahingegangen, aber das Blut jener Wunden hat sich zu jenen wehmütigen und heimlich süßen Liedern kristallisiert, die der „pauvre Lelieur“ von seinem Schicksal gesungen. Zu einer Weltanschauung ist er nie gelangt; ihn hat stets der Moment des Empfindens und der Duft des Augenblicks bezaubert und darum konnte er die Stimmung stets in ihrer unverhülltesten Form offenbaren. Wie in einem Spiegel haben sich so in seiner Dichtung die wichtigsten Augenblicke seines Lebens eingefangen und kein Vorurteil, keine hervortretende energische Eigenart, die aus

*) Vorrede zu einer demnächst bei Schuster & Löffler erscheinenden Anthologie der besten Liebesdichtungen Verlaines, an der sich Richard Dehmel, Franz Ewers, Cajus Klackhölzl, Karl Deibel, Sigmund Wehring, Richard Schantz, Johannes Schlaf u. s. w. beteiligt haben. Der Preis des sehr geschmackvoll ausgestatteten Buches beträgt nur 1 Mk.

den Tiefen sich emporwühlt, verzerrt und verweilt die scharfsinnigste, reine Linie seiner Empfindungen. Man könnte ohne Mühe mit Zeilen seiner Gedichte jenes traurige Auf und Nieder von Rausch und Ernüchterung, Liebe und Eynismus, Bewußtheit und Ekstase erzählen, das uns das Leben Paul Verlaines bedeutet, und kein Wort wäre verlogen oder falsch darin; er hat sich ja niemals besser machen wollen, als er war, eher im Gegenteil; wenn er sich in den hinreißenden Fußgedichten an Maria (insbesondere in „Un conte“) anklagt und selbst schildert, so demütigt er sich, weil er sich zu erklären sucht und nicht zu verteidigen. Und eben durch die große Offenherzigkeit, mit der er sein Herz enthüllte, sich als Mensch unter Menschen stellte und nicht als selbstherrlicher Dichter von der allgemeinen Moralsphäre distanzierte, dadurch hat er nicht nur die Psyche eines Individuums offenbart, sondern den Herzschlag einer Kultur, eines nationalen Typs und jener Generation, die den Namen der Dekadence für sich selbst gefunden hat. Und weil die Wurzeln seiner Dichtung so tief und voll, so sehnüchlich und doch wieder so unbewußt hinabgreifen in das Allgemeinmenschliche und Unvergänglich-Primitiv, darum werden auch stets ihre Wipfelkronen rauschen und schwanke über Tagesmeinung und Zeitlichkeit.

Es ist, als ob das Schicksal in dem so seltsam verflochtenen Leben des Paul Verlaine hätte seine ganze Wucht und Vielseitigkeit zeigen wollen, denn wie eine zornige, rücksichtslos spielende Faust hat es auf ihm gelaftet seit jenem Tage (30. März 1844), da er zu Metz als Sohn eines Hauptmanns geboren war. Schon seine Jugendtage sind von bewingender, ereignisloser Traurigkeit und das Buch „Confessions“, in denen er sie in seiner schlichten und kindhaft anvertrauenden Weise erzählt, ist ergreifend wie ein Roman. Die ersten Jahre, die Verlaine als junger Mann in Paris erlebt, sind wol noch die stillsten seines Lebens. Er war im „Hotel de ville“, dem Stadthause, als Schreiber angestellt, und ein ähnlicher Zufall, wie er Alphonse Daudet und Emile Zola in einer Buchhandlung als Gehilfen zusammenführte, gab ihm den ungefähr gleichaltrigen Francois Coppée zum Kollegen. Dichterisch hatte er sich schon früh betätigt und nach zahlreichen Veröffentlichungen, insbesondere im „Parnasse contemporain“ debütierte er 1866 mit den „Poèmes saturniens“. Hier wurzelt er formell und auch inhaltlich innerhalb der strengen Regeln jener Kunst, die den Ausdruck der vollkommenen Schönheit in der kühlen objektiven Ruhe, der „impassibilité“ und der Marmoraltäre einer ehernen, unnachgiebigen Form sucht. Aber so sehr Verlaine damals im Bann dieser Schule stand, hier und da flackert doch schon die Unruhe eines bewegten Temperamentes in die abgezählte Feierlichkeit der Versmaße. Die Melancholie, die ihn beherrschte, sickert überall durch und auch ihr Gegenpiel, jener selbstbelächelnde kokette Eynismus der späteren Jahre verrät sich in

dem Zyklus „Caprices“. Und wie ein Abriss seiner innersten Gemütsstimmung ist dann jener nächste Band „Fêtes galantes“, dieser wunderbare Reigen feingeschliffener Kokobobijous, die nur übermütigen Glanz und unruhigen Flimmer zu verprühen scheinen; aber wie über den lächelnden Maskenspielen des aneien régime der düstere Schatten der furchtbaren Ereignisse drohte, so zittert auch hier schon jener heimliche, sentimentale Unterflang in die prickelnden Melodien mit, der sich manchmal noch in einen unruhigen, gezwungenen Cynismus flüchtet, um aber dann schließlich (in dem letzten Gedichte Colloque sentimental) unaufhaltsam hervorzubrechen, wie ein Schluchzen aus tiefster Seele.

Auch über Verlaines Leben senkten sich damals Schatten herab. Er begann zu trinken. Die bleierne Ede und Langeweile eines Menschen, der sich in der Kultur und in der Welt nicht zurechtfinden konnte, die innere Haltlosigkeit und jener unerfüllliche Durst nach neuen Sensationen, der Baudelaire zu Haschisch geführt hatte, steifen ihn das „Vergessen in den Kneipen suchen“, wo er seine Unrast mit Absinth ertränkte. Und unabwendbar nahte der innere Verfall seiner Persönlichkeit.

Für kurze Zeit schien alles noch gut werden zu wollen. Unvergänglich haben sich jene hellen, sonnigen Tage stillen Friedens, die er mit Mathilde Manté, seiner späteren Gemahlin, verlebte, in dem sanften Buche „La bonne chanson“ durch Gedichte verewigt. Dann kam die Episode der Belagerung, da Verlaine endlich seine republikanischen und patriotischen Gesinnungen betätigen konnte, die ihm dann später ein kurzes Exil einbrachten. Aber bald durfte er wieder zurück zur Heimat und es schien, als sollte wirklich Friede und Ruhe in sein Leben kommen.

Da trat eine seltsame Gestalt in seinen Weg, der siebzehnjährige Arthur Rimbaud, der damals trotz seiner Jugend sich berühmt gemacht hatte. Das leichtfertige Wort Victor Hugos „Shakespeare enfant“ machte rasch die Runde, dazu das berühmte Sonett „Voyelles“, das die intimen und vagen Zusammenhänge zwischen den disparaten Sinnesempfindungen an den Vokalen definierte, sowie das grandios-phantastische Gedicht „Le bateau ivre“. Auch Verlaine begeisterte sich sehr für ihn, nicht aber zu mindest für seine Persönlichkeit, die alle schlummernden perversen Triebe in ihm wachrief. Und diese Leidenschaft siegte so über den Willenlosen, daß er um Rimbauds willen seine Gattin und seinen Sohn Georges verließ und mit ihm lebte „wie Mann und Frau“. Sie zogen auf den Landstraßen herum, ohne daß man in Paris von ihrem Aufenthalt wußte, und erst die Landschaftsbilder aus England und Belgien in den „Romances sans paroles“ (1873) geben vereinzelte Lichtpunkte über jene Zeit. Und tragisch endete jene Episode; Rimbaud wollte das Verhältnis lösen und bei dem sich entspinneenden Streit schoß Verlaine zweimal mit dem Revolver auf seinen Freund, was ihm zwei Jahre Gefängnis eintrug. Rimbaud wanderte weiter; Gedichte schrieb er nicht mehr, ohne sein Wissen erschienen seine Werke und erst kurz vor seinem Tode erfuhr man, daß er nach langen Jahren beim König Menelik in Abessinien Ratgeber und Freund geworden war.

Die zwei Jahre Gefängnis, die Verlaine in Mons verlebte, zählen zu den bedeutungsvollsten seines Lebens. In der Stille der einsamen Zelle fand der Ruhelose seinen Frieden mit Gott, er wurde wieder gläubig, wie in seinen frühesten Kindertagen, und dieselbe In-

brunst, die er an jedes Beginnen verschwendet hatte, wehte er nun dem Dienste Marias. Seine innigsten und wundervollsten Gedichte sind damals entstanden und ihre Vereinigung bietet jenes Buch der Weisheit und Liebe „Sagesse“, wohl das schönste Buch religiöser Erhebung, das sich als einjamer Spätling in ein Jahrhundert der Freidenker und Atheisten verirrt hat. Hier hat er das schlichte Lied des Gaspard Hauser gestammelt, der auch so verloren und verwirrt im Leben stand, und das stille Gedicht „Le ciel est par-dessus le toit“, das seine verwüstete Jugend beklagt, aber es sind auch harte, laute und überquellende Töne der Buße und des Schmerzes in diesen Liedern, die hallen wie Orgeldröhnen und Posaunenklang. Wie der schmerzliche und doch luthererfüllte Schrei eines Flagellanten, der zu Gottes Ehre den eigenen Leib zerschlägt, schluchzt das Gedicht „Mon dieu vous m'avez blessé d'amour“ und jener wundervolle Sonettenzyklus „Zu Gott“, den Richard Dehmel wahrhaft kongenial übertragen hat, glüht und überströmt von ekstatischer Jubruust und farbiger Bildpracht.

Von der überragenden Höhe dieses Buches aus gesehen, ist Verlaines weiteres Schaffen nur mehr Niedergang und Abstieg. Von seinem nächsten Gedichtbuche „Jadis et Naguère“ ist besonders jenes ein Gedicht Ars poetique (übertragen von Otto Hauser) berühmt geworden, weil es angeblich die versifizierte Formel für die Bestrebungen der Verslibristillen und Deladenten darstellte. Diese Anschauung drängt hin zu der Frage, inwieweit Verlaine Revolutionär in der französischen Dichtung gewesen ist, oder genauer, inwieweit er bewußter Tafelzerbrecher und Initiator war. Die Distanz, die seine späten Verse von der kühlen Erhabenheit der Parnassiens abtrennte, ist unverkennbar; aber am Wege, den er gegangen, hat ihn nicht die vage Vorstellung einer neuzupragenden Theorie, sondern der Instinkt der Verfeinerung, die zusammenhangslose und reinintuitive Weise seines Schauens geteilt. Von Baudelaire entfernt er sich nicht weiter, als Baudelaire selbst von Hugo; äußerlich bedeutet diese ihre Nuance wenig, innerlich entwächst sie beinahe zum Gegenjag. (Vergl. meine Vorrede zu Baudelaire.) In jener Verfeinerung, koketten Vernachlässigung und rhythmischen Vertonungen der Verse entwickelt sich mehr und mehr die natürliche Gedankenstrebung, die seit Boileau in Keimgeheke gekettet ist; hier offenbart sich jene große Wendung der französischen Lyrik von der kalten unnahbaren Plastik, vom Architektonischen und Präzisen zur Musik des Verses, zu den gleichenden und verlodenden Intimitäten des Rhythmus, zu jenem innersten Wesen aller lyrischen Dichtung, zur Stimmung, die wie ein sanfter und flüchtiger Hauch über den freibestülpten Zeilen zittert und sie nicht bedrückt und beängstigt, wie ein pointierender Gedanke. Verlaine, der Dichter, dessen Vorfahren Deutsche gewesen, hat nicht viel mehr für Frankreich gefunden als das deutsche „Lied“, das den Franzosen noch heute so unfaßbar und unbegreiflich ist, daß sie noch kein Eigenwort dafür gefunden und es hilflos in Anführungszeichen im Texte stehen lassen, der sich bestremdet und beirrt von ihm abhebt. Und eine solche Stimmungenschaft wird immer von einer Persönlichkeit und nie von einer Theorie geschaffen; Verlaine war auch nie Theoretiker und jenes so programmartige Gedicht ist nichts anderes, als einer seiner vielen erschütterlichen Versuche, sich selbst zu erklären und offenbaren. Und was seine primitiv-sinnliche Anschauung naiv erfaßte: das Nebeneinander und das

Beziehungsvolle der divergenten Sinnessphären, die geheimen Unterbindungen, die als vage und nur traumdeutliche Brücken von einem Stimmungselement zu andern leiten, — das ist dann seinen Nachfolgern gesteigertestes Raffinement und erlösende Formel einer degenerierten Dichtergeneration geworden. Verlaine selbst hat sich auch in den letzten Jahren nicht ganz in die vers libre-Strömung mitreißen lassen, er hat immer gereimt, später allerdings auch in Assonanzen, dies aber nur in jener Periode gänzlichen geistigen Niedergangs, da ihm seine Kunst nicht mehr war als Spielobjekt und er zu einem Gedichte die cynische Anmerkung setzte

„Ca rime mal
mais m'est égal“

damit also am deutlichsten zeigte, wie wenig innerlich bei ihm das Interesse für diese Parteizänkereien waren. Ueberhaupt fügt sich der offizielle Ruhm und die schließlich erlangte Würde eines „Königs der Lyriker“ (1894) schlecht in sein späteres Leben ein. Dichterisch hat er nach „Amour. Parallelelement“ soviel wie gar nichts mehr gegeben. Seine seltsame „Tannhäuserstimmung“ — wie Edmond de Villon sein charakterisierte —, die bald der Innigkeit des Mariendienstes sich weicht, bald wieder zum Venusberge strebt, wächst zu einer eigenlänglich gesteigerten Zweispieltätigkeit. Bald ist er der kühnste, cynischste und sinnlichste Troubadour des Altovons, der seine Geliebten in den gewagtesten Stellungen bedichtet, um dann gleichzeitig in seinem anderen Gedichtbuche nicht nur die religiöse Erhebung, sondern ganz speziell die tausendfälligen Innigkeiten des katholischen Ritus zu verherlichen. Schließlich staut die religiöse Stimmung gänzlich ab; er macht nur mehr unwertige Gelegenheitsverse an Freunde, gewagte Künstlerleien; das kindlich Spielende überwuchert alles künstlerische Empfinden, das überdies von der jäherwachenden Eitelkeit des mit einem Schlage berühmten Dichters unterwühlt ist.

Ueber seine letzten Lebensjahre ist wenig zu sagen. War er nicht wie gewöhnlich krank und im Hospital, so taumelte er in seinem ununterbrochenen Abstintraufschu von einem Lokal ins andere, manchmal auch aus Versehen in eine Kirche. Anatole France, der ihm auch im Romane „Lys rouge“ ein Dentmal gesetzt hat, schildert in einer Novelle „Gestas“ diesen armen Verirrten, der so verächtlich ist und den doch keiner verachten kann. Auch seine Gestalt wurde immer mehr zur Karikatur: kein Haar stand mehr auf dem kahlen eckigen Schädel, welchem man später alle typischen Degenerationsmerkmale nachgewiesen hat, der struppige Bart wurde weiß und verwirrt; wie ein Irreer sah er aus, wenn er abends nach Hause wandte, in seiner endlosen Trunkenheit und Traurigkeit. Damals hat man dann den Dichter, dem man unter allen französischen Poeten nicht so recht einen Ahnen finden konnte, durch den Vergleich mit dem Balladendichter, Straßenräuber und Mörder François Villon zu charakterisieren, ehren und herabzusetzen gesucht.

Im Hospital ist er auch schließlich am 8. Januar 1896 in Paris gestorben. Weder Frau noch Kind begleiteten den Toten zum Grabe; nur literarische Freunde aus Jugendzeit und Alter sprachen die letzten Worte und manche versteckte Parteigehässigkeit klang noch über dem offenen Grab des Dichters, den alle zu sich rechneten, weil er zu keinen gehörte, sondern immer nur schlicht und unwissend wie ein verlorenes Kind mit seiner Kunst durchs Leben gegangen war.

Aphorismen.

Von Franz Phillips.

Ohne Vergangenheit keine Gegenwart — gewiß; chronologisch richtig und psychologisch. Aber ebenso gewiß gibt es eine vergangenheitsbefreite Gegenwart und Zukunft; freilich nur für die Starken — den Allzuvielen erscheint und ist sie unmöglich.

Ein Mensch mit einer Vergangenheit! Unfinn! Was er in der Gegenwart ist und leistet, darauf kommt's an und danach urteilt auch schließlich die Mitwelt.

Scham ist ein edles Gefühl, aber es entspringt der Schwäche. Den Mut haben, alles gestehen, alles sagen zu können — das ist die Selbstbefreiung der anständigen Seelen; die unanständigen haben — Gewissensbisse.

Nur wer über sich selbst hinaustaumt, kann andere verstehen — und beherrschen.

Das ist so lächerlich an den meisten Menschen. Jeder will vom andern nur seinen Vorteil und erwartet von ihm aber Selbstlosigkeit. Die egoistischsten Schufte gehen in letzterem oft am weitesten.

Der Altruismus unterliegt andauernd individuell, indem seine wärmsten Verfechter am ehesten zu Grunde gehen, aber er siegt ebenso anhaltend sozial. Jede Niederlage eines Altruisten bedeutet einen sozialen Sieg des Altruismus, denn jede dieser Niederlage berechtigt um so klarer seine soziale Notwendigkeit.

Daß man sich selbst immer das größte Rätsel ist, das ist die größte Qual — und zugleich das gewaltige Heilmittel, das uns alle Enttäuschungen seitens unserer Mitmenschen lächelnd ertragen läßt.

Der Pechvogel.

Von Irma v. Troll-Borostjani.

Er hieß Michael Müller und war an einem 1. April geboren, weshalb er oftmals darauf hinwies, das Schicksal habe ihn, indem es ihn zur Welt kommen ließ, arglistig in den April geschickt.

Sein Lebenslauf gab ihm viel Grund zu dieser Selbstironie. Er gehörte zu jenen Pechvögeln, welchen alles, was sie unternehmen, mißlingt und die, ohne dümmel oder ungeschickter oder träger zu sein als andere, doch von allen überholt oder übervorteilt werden.

Schon bei seinem Eintritt in die Welt nahm sein Unglück den Anfang, indem seine Geburt seiner Mutter das Leben kostete und sein Vater, der in ihm die Ursache ihres Todes sah, ihm wenig Liebe zuwendete.

In der Schule lernte er nicht schlechter als die Mehrzahl seiner Gefährten, dennoch widerfuhr es ihm wiederholt, bei der Prüfung durchzufallen, einzig aus dem Grunde, weil ihm zufällig gerade solche Fragen vorgelegt wurden, die er nicht zu beantworten mußte, während er auf alle an seine Kollegen gestellten Fragen